

Geschichtswettbewerb des Bundespräsidenten 2022/23

–

Wohnen in den Arbeiterkolonien des Ruhrgebiets im  
strukturellen Wandel  
am Beispiel der Kolonie Felicitas in  
Dortmund-Hörde

von Valérie Raillon



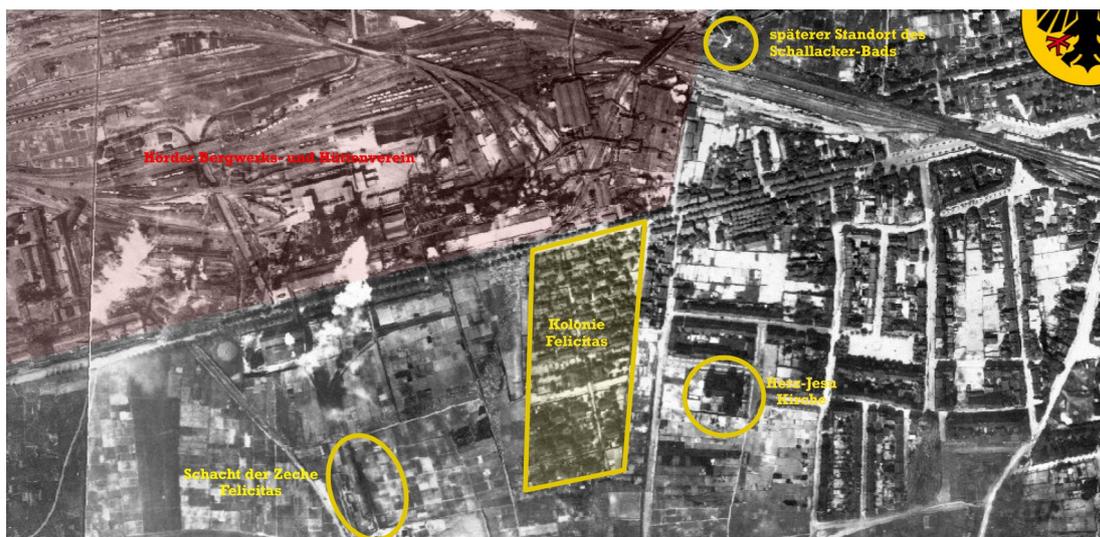
Der Blick vom Gasometer auf die Kühltürme und  
die dahinter liegende Kolonie Felicitas um 1970  
Quelle: Beilage in den Ruhr Nachrichten,  
eingesehen bei Günther Kramer

## Inhaltsverzeichnis

- 1 Einleitung
- 2 Die Entstehung des Konzepts der Werkskolonie
- 3 Die Versorgung der Kolonie
- 4 Die Umzäunung der Kolonie 1902
- 5 Die Gefahr von Bergschäden
- 6 Die Herz-Jesu Kirche
- 7 Der Preis für die Lage: gesundheitliche Folgen
- 8 Die 1970er Jahre und der Abbruch
- 9 Die weitere Entwicklung von Phoenix und anderer Arbeiterkolonien
- 10 Fazit
- 11 Danksagung
- 12 Quellenverzeichnis
- 13 Einzelnachweise

## 1 Einleitung

Von Teilen unserer Schule und auch von unserem Garten aus sieht man die Überreste des ehemaligen Industriegebiets Phoenix-West, zwei Hochöfen und ein Gasometer. Dazu kommen Hallen, in denen sich zuletzt ein Impfzentrum und der Veranstaltungsort von Konzerten u. ä. befanden. Zu dem Gelände gehören auch grüne Teile, Wiesen und auch die drei Halden. Zwei von ihnen wurden aus einem Abfallprodukt, der Schlacke, die auf Phoenix-West und der Hermannshütte anfiel, aufgehäuft. Die dritte jedoch besteht nicht aus Schlacke sondern aus dem Schutt, der beim Bau der U-Bahn-Station Hacheneu anfiel. Sie hatte, anders als die anderen, auch nicht ausschließlich den Zweck, einen Ort zum Lagern eines Abfallprodukts darzustellen. Hier befand sich zuvor keine Freifläche oder ein Feld sondern eine Siedlung, bestehend aus 37 Häusern mit insgesamt 160 Wohnungen. Diese war auch recht geschichtsträchtig. Sie war die zweite Werkskolonie in Hörde und eine der ersten im gesamten Ruhrgebiet und stellte so ein frühes Beispiel für diese Form des Wohnungsbaus dar. Dennoch wich sie in den 1970er Jahren als damals älteste Arbeiterkolonie in Dortmund einer Lärmschutzhalde - ungeachtet der Proteste der Bewohner und laut eigenen Aussagen auch nicht zum Wohl der dahinter angesiedelten Anwohner. An diesem Beispiel möchte die hier vorliegende Arbeit die jeweilige Bedeutung der Werkskolonie in den unterschiedlichen zeitlichen Epochen darstellen.



Die Lage der Kolonie Felicitas auf einem Luftbild um 1926  
Quelle: Stadt Dortmund / Vermessungs- und Katasteramt,  
Geoportal der Stadt Dortmund, zuletzt aufgerufen am  
07.02.2023

## 2 Die Entstehung des Konzepts der Werkskolonie

Als sich die Steinkohlegewinnung noch auf das Ruhrtal beschränkte, gab es kaum Mangel an Wohnraum für Arbeiter. Die Bergleute wohnten bei den ansässigen Landwirten zur Miete oder waren selbst Landwirte, für die die Kohle lediglich einen Nebenerwerb darstellte. Einige der Bergleute waren auch selbst Kötter, also im Besitz einer sogenannten Kotte, einem kleinem Fachwerk- oder Bruchsteinhaus mit einem Stück dazugehörigen Land. Bei der Verlagerung des Bergbaus Anfang bis Mitte des 19. Jahrhunderts in das dünner besiedelte Gebiet des heutigen Ruhrgebiets (zwischen Rhein, Ruhr und Lippe) entstanden größere Anlagen mit dementsprechend größerer Belegschaft<sup>1</sup>.

Bei den angeworbenen Arbeitern handelte es sich zumeist um Landbevölkerung. Sie stammten am Anfang der Industrialisierung noch aus dem Umland, aus Westfalen und dem Rheinland. Bald schon war das heimische Potential an Arbeitskräften jedoch erschöpft und die Arbeiter wurden von weiter her angeworben bspw. aus West- und Ostpreußen, aus Posen oder Hessen. Die Reichsgründung 1871 vereinfachte diesen Prozess. So sank der Anteil von in Westfalen Geborenen in Dortmund von 77% 1880 auf 66% 1905.

Der Bevölkerungszuwachs durch die Migration der Arbeitskräfte hatte drastische Auswirkungen auf Dortmund.<sup>2</sup> Wurde es noch 1800 von einem Reisenden recht abwertend als ‚Dorf mit Mauern‘ bezeichnet<sup>3</sup>, so wuchs es bis 1875 zur größten Stadt des Ruhrgebiets mit knapp 60.000 Einwohnern<sup>2</sup>. Auch in Hörde, was damals noch Kreisstadt des Kreises Hörde war, heute jedoch ein Stadtteil Dortmunds ist, lässt sich diese Entwicklung feststellen: Die Einwohnerzahl, die 1815 lediglich bei 1.000 lag, verfünzfachte sich bis 1885 und verdoppelte sich noch einmal bis 1910 bis auf 32.000<sup>4</sup>.

Dieser starke Bevölkerungsanstieg brachte massive Probleme hinsichtlich der Unterbringung mit sich.<sup>3</sup> So stieg im Dortmunder Raum die Anzahl der Wohnhäuser von Anfang bis zum Ende des 19. Jahrhunderts von circa. 800 auf nur knapp das siebenfache. Die Bevölkerung hatte in diesem Zeitraum jedoch um mehr als das fünfundzwanzigfache zugenommen<sup>5</sup>. Das führte dazu, dass die Wohnungsnot der Menschen oft schamlos ausgenutzt wurde. So kam es, dass Arbeiter in Mietskasernen untergebracht wurden. Wenn das Mietskasernenwesen auch nicht

Ausmaße wie in Berlin erreichte, so wohnte doch der Großteil der Arbeiterfamilien in ‚Massenmietshäusern‘. Andere ‚hausten‘ in eher provisorisch zu Wohnungen umfunktionierten Ställen, Höfen oder Kellern.<sup>1</sup>

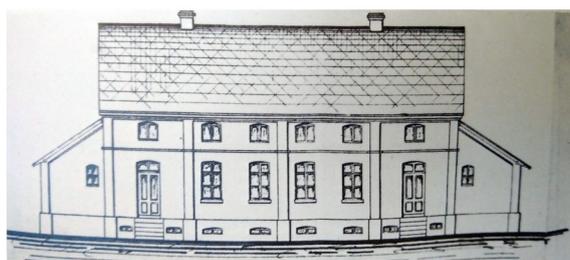
Daher war es für Arbeiter durchaus ein großer Anreiz, wenn ein Arbeitgeber eine Werkswohnung in Aussicht stellte und diese Arbeiter waren Mitte des 19. Jahrhunderts sehr begehrt. Dies erkannte auch einer der größten Arbeitgeber Hördes zu dieser Zeit: Hermann Dietrich Piepenstock. Der Iserlohner kaufte 1841 das Gelände der Hörder Burg mit den dazugehörigen Ländereien und gründete dort auf dem späteren Gelände von Phoenix-Ost die Hermannshütte, die zunächst ein Puddel- und Walzwerk war und zwei Jahre später die Stahlproduktion aufnahm<sup>6</sup>.

Piepenstock gilt als Pionier der modernen betrieblichen Sozialpolitik. So verfügte das Unternehmen von Beginn an über eine Sterbe- und Begräbniskasse für die Arbeiter und ein Jahr nach Inbetriebnahme des Werkes folgte die ‚Kranken- und Hilfskasse‘ sowie die ‚Unterstützungs- und Pensionskasse‘. Das alles geschah wohlgernekt 40 Jahre bevor Bismarck die moderne Sozialversicherung gesetzlich verankerte<sup>7</sup>. Auch plante er den Bau einer der ersten, wenn nicht sogar der ersten Werkskolonie im Ruhrgebiet, auch wenn er ihre Fertigstellung nicht mehr erlebte. Es war die Kolonie Clarenberg (nach Errichtung des Neuen Clarenbergs Alter Clarenberg genannt), benannt nach der damals nahegelegenen Zeche, die ihren Namen wiederum von der heiligen Clara, der Patronin des Hörder Klosters, entlehnt hatte. Im Beitrag zu Hörder Kolonien im Hörder Lesebuch nennt Walter Gronemann als Jahr der Errichtung 1845. Es gibt jedoch auch Quellen, die als Fertigstellungsjahr 1846 nennen. In diesem Fall wäre Clarenberg zeitgleich mit der Kolonie Eisenheim in Oberhausen entstanden und somit zwar nicht die erste, jedoch immer noch eine der frühesten Arbeiterkolonien im Ruhrgebiet<sup>10</sup>.

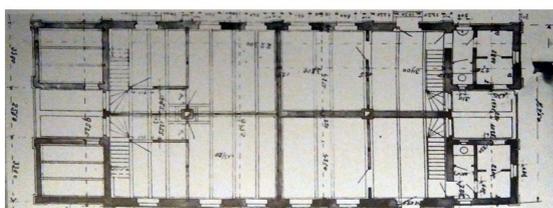
1851 folgte die zweite Arbeiterkolonie Hördes, die Felicitas, die am westlichen Stadtrand errichtet wurde, welcher zuvor kaum besiedelt war. Nur knapp ein Jahr nach Bau der Kolonie begann im Frühjahr 1852 ein Schreiben des damaligen Hörder Bürgermeisters Vahlkampf zufolge der Bau des ersten Hochofens auf dem Gelände des heutigen Phoenix-Wests<sup>11</sup>. Bis 1858 folgten weitere vier und 1864 schließlich der sechste Hochofen<sup>6</sup>. Diese

befanden sich unmittelbar neben der Siedlung, lediglich eine zweispurige Straße trennte die beiden Gelände. Dies bedeutete einen minimalen Weg zur Arbeit, denn auch das Werkstor befand sich bis zur Schließung des Werks direkt gegenüber von der Kolonie. Ihren Namen erhielt die Siedlung jedoch wie Clarenberg aufgrund des bis dato größten ansässigen Arbeitgebers, der naheliegenden Zeche. Diese hatte sich die katholische Heilige Felicitas bei ihrer Gründung 1758 zur Patronin gewählt<sup>11</sup>.

Zu Anfang bestand die Siedlung aus acht zweistöckigen Vierfamilienhäusern. Dieser Bautyp mit eigenem Eingang an den Seiten sollte sich durchsetzen. Die Häuser der 1868 gebauten Kolonie Neuer Clarenberg<sup>12</sup>, der 1870 errichteten Kolonie Neuasseln<sup>13</sup> sowie die der Kolonie Holstein ab 1894 sind Beispiele für Siedlungen mit baugleichen Häusern in Dortmund<sup>14</sup>. Auch die Siedlung Alter Clarenberg bestand aus Vierfamilienhäusern, diese waren jedoch nicht baugleich mit denen der oben genannten Siedlungen<sup>8</sup>. Vierfamilienhäuser waren zu Beginn des Werkwohnungsbaus vorrangig, da die geringe Anzahl an Außenwänden im Vergleich zu Doppel- oder Einfamilienhäusern die Baukosten senkte<sup>15</sup>. Es sollte jedoch auch nicht der Eindruck eines Massenmietshauses entstehen. Anders als bei den Häusern des Alten Clarenbergs förderten die separaten Zugänge zu den Wohnungen in Felicitas wahrscheinlich den Eindruck einer eigenen Wohnung noch zusätzlich und dieser förderte wiederum die Sesshaftigkeit.



Baupläne der Häuser der Kolonie Felicitas

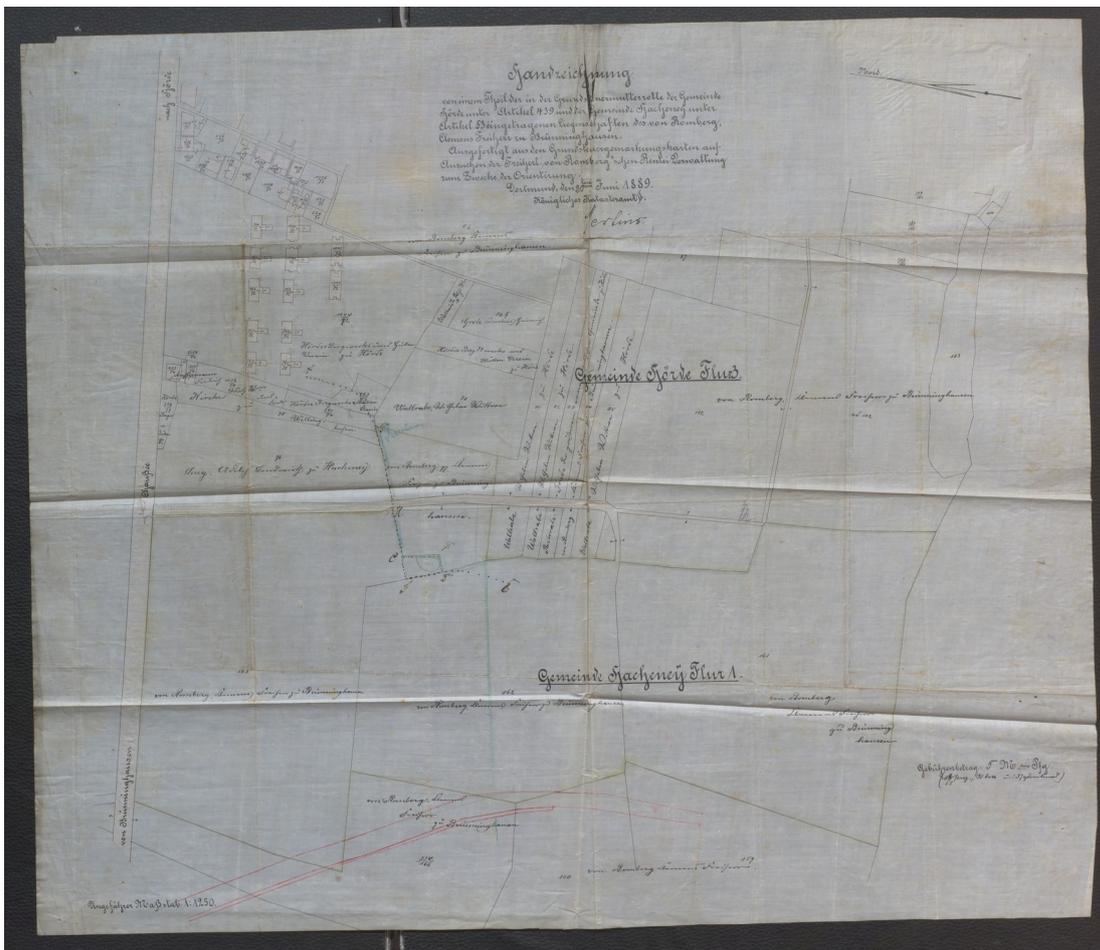


Quelle: Bollerey, Franziska, Hartmann, Kristiana: Wohnen im Revier - 99 Beispiele aus Dortmund, München 1975, Beispiel Nr. 67

Diese war eines der Hauptziele des Werkwohnungsbaus, da ein ständiges Wechseln der Arbeiter zwischen benachbarten Standorten oder Firmen zuvor gang und gäbe war. So blieben die Arbeiter teilweise nur wenige Wochen an einem Arbeitsplatz. Dies machte es schwerer, die Arbeitskräfte zu koordinieren und erhöhte das Unfallrisiko durch mangelnde Vertrautheit mit den Arbeitsabläufen<sup>16</sup>. Da dieses Konzept sich von Seiten der Arbeiterschaft großer Beliebtheit erfreute, baute der Hörder Bergwerks- und Hüttenverein die Kolonien bis zum ersten Weltkrieg soweit aus, dass nahezu 10 % ihrer Angestellten 1912 in einer werkseigenen Wohnung wohnten. Dies sind nahezu doppelt so viele wie beim ebenfalls in Dortmund ansässigen Hoesch-Werk zur gleichen Zeit. Allerdings gibt es auch hier ein der Hierarchie entsprechendes Gefälle unter den Mitarbeitern. So wohnten 30 % der leitenden Angestellten in großzügigen großbürgerlichen Wohnungen und Direktorenvillen<sup>7</sup>.

Der Aufbau der Kolonien entwickelte sich dabei stetig weiter. Frühe Siedlungen bestanden meist aus wenigen, einfachen Häusern. So machten sie ‚meist einen recht nüchternen, rein funktionalen und etwas eintönigen Eindruck‘<sup>1</sup>. Diese zunächst eher überschaubaren Siedlungen wurden später oft durch weitere Häuser ergänzt. Dadurch gab es häufig nicht durchgängige architektonische Stilmittel und Bauweisen. Dies zeigte sich auch bei der Felicitas. So beantragte der Hörder Verein am 4. Juni 1889 vier weitere Häuser, die die Kolonie in nördlicher Richtung erweiterten und deren Baugenehmigung keine Woche später eintraf<sup>17</sup>. Da nicht davon auszugehen ist, dass die Häuser in weniger als zehn Tagen gebaut wurden, auf einer Karte vom 20. Juni jedoch weitere vier Häuser aufgeführt werden<sup>18</sup>, ist also davon auszugehen, dass diese bereits vor 1889 entstanden sein müssen. Ebenfalls nicht dokumentiert ist die Errichtung von vier weiteren Häusern, die erstmals auf Karten von 1901 eingezeichnet sind<sup>19</sup>. Sie sind also mutmaßlich zwischen 1890 und 1900 gebaut worden. Hier wurde auch erstmals in der Geschichte der Siedlung mit dem Konzept des Vierfamilienhauses gebrochen, denn zwei der vier Häuser sind dreistöckige Mehrfamilienhäuser. 1901 wurden dann weitere zwölf Häuser errichtet, dieses Mal sind es wieder mit den anderen Häusern baugleiche Vierfamilienhäuser<sup>20</sup>. Dazu kommen bis 1911 weitere fünf Häuser. Es gibt kein Dokument, das ihren Bau dokumentiert, jedoch sind sie auf einer Karte zum

Rechtsstreit um Absenkungen des benachbarten Grundstücks 1906 noch nicht eingezeichnet<sup>21</sup>. Auf einer Karte, die im Juli 1910 anlässlich des Baus der Herz-Jesu Kirche entstand, werden erstmals alle fünf aufgeführt. In der gleichen Akte findet sich jedoch auch eine undatierte Karte, in der lediglich die beiden östlichsten der fünf Häuser eingezeichnet sind. Da die Karte bereits die Sicherheitspfeiler der Kirche kennt, kann sie jedoch frühestens im Mai 1909 entstanden sein, weshalb davon auszugehen ist, dass die anderen drei Häuser im Zeitraum vom Mai 1909 bis zum Juli 1910 entstanden sind<sup>22</sup>. So wuchs die Kolonie in vielen Etappen von acht Häusern bis zu einer Siedlung mit 37 Gebäuden unterschiedlicher Bauart, wobei jedoch das ‚klassische‘ Vierfamilienhaus vorrangig blieb. Diese Entwicklung ist typisch für die frühen Werkskolonien des Ruhrgebiets.



Karte von 1889  
 Quelle: Landesarchiv NRW, Abteilung Westfalen,  
 Gesamtarchiv von Romberg

Nachdem das Konzept der Werkskolonie sich jedoch immer häufiger bewährt hatte, entstanden zunehmend größere Komplexe in einem Zuge. Diese waren meist wenig kreativ in Rasterform organisiert. Ein frühes Beispiel hierfür findet sich dabei in Dortmund mit der Kolonie Holstein, die ebenfalls vom Hörder Bergwerks- und Hüttenverein erbaut wurde. Sie wurde 1874 errichtet und bis 1894 schrittweise durch 28 denen der Felicitas baugleiche Vierfamilienhäuser ersetzt (dieses Datum taucht auch weiter oben im Text auf und bezieht sich lediglich auf den Bau der Backsteinhäuser)<sup>23</sup>.

Bereits zu Anfang des 20. Jahrhunderts ist die Kritik am schlichten, eintönigen Konzept der Kolonie mit ihren in Reihe stehenden Backsteinhäusern präsent. Gegner bezeichneten sie als ‚monoton und kasernenartig‘<sup>25</sup>. Daher nimmt die Tendenz der Schirmherren der Kolonien, von der Reihenformation abzuweichen und die Anlage der Siedlung als Gesamtkonzeption sichtbar zu machen, immer mehr zu. Die Gebäude werden abwechslungsreicher und es werden Plätze oder kleine Parkanlagen integriert. Ein frühes Beispiel findet sich in Dortmund mit der bereits 1898 erbauten Kolonie Eving<sup>15</sup>. Über sie schrieb die ‚Dortmunder Zeitung‘ am 13.10.1900: ‚Zum erstenmale begegnet man hier einem nach Zahl und Umfang imposanten Häuserviertel, bei dem nicht jede Arbeiterwohnung eine Kopie des benachbarten bietet, sondern sozusagen einen eigenen und eigenartigen Charakter trägt.‘<sup>9</sup> Aus diesen Konzepten entsteht später das der sogenannten ‚Gartenstadt‘<sup>24</sup>.

Diese Kritik nahm auch auf Felicitas Einfluss. Als die ältesten Häuser 1906 und 1908 durch Neubauten ersetzt wurden<sup>25</sup>, blieb man zwar dem Vierfamilienhaus treu, jedoch wurden in der zweiten Etage Erhebungen mit Fensteröffnungen eingebaut. Auch die Fassade wurde verputzt, da auch dem Backsteinantlitz der ungewollte ‚Koloniecharakter‘ anhaftete<sup>24</sup>. Dass weißer Putz dabei besonders neben dem so immisionsreichem Hochofenwerk recht schnell verschmutzt sein würde, nahm man in Kauf. Des Weiteren weisen die Häuser anders als die Backsteinhäuser leichten Fassadenschmuck auf. Auch das findet sich in vielen Arbeiterkolonien des Ruhrgebiets, denn die einheitliche Bevölkerungsstruktur führte dazu, dass die Aufwendigkeit der Fassade nicht zur Demonstration des Standes genutzt wurde<sup>24</sup>.



Eines der bei der Erneuerung ersetzten Häuser, die Verschmutzung der Fassade ist deutlich zu erkennen

Quelle: The Faith Healer auf fotocommunity.de, zuletzt aufgerufen am 08.02.2023

Diese Expansion vieler Werkskolonien war nur möglich, weil das Angebot so gut genutzt wurde. Den Arbeitern bot man als Anreiz in die Kolonie zu ziehen in der Regel Mieten, die deutlich unter denen des freien Wohnungsmarktes lagen<sup>15</sup>. Auch sind die Mieten offensichtlich in Krisen verhältnismäßig stabil gewesen. So stiegen in der wirtschaftlichen Krise, die vom Wiener Börsenkrach 1878 eingeleitet wurde, die Mieten im Dortmunder Raum stark, bedingt durch die höheren Zinslasten der Hausbesitzer. Dies führte zu zahlreichen Zwangsräumungen. Es kam innerhalb von nur sieben Jahren zu mehreren tausend Zwangsversteigerungen, da einige Hausbesitzer trotz erhöhter Mieten die Zinsen nicht bezahlen konnten. Auch die Industrie litt, es kam zu Massenentlassungen und Lohnkürzungen<sup>26</sup>. Wahrscheinlich sind auch die Mieterhöhungen in der Felicitas Kolonie 1888 darauf zurückzuführen<sup>17</sup>. Die Mieten von Arbeitern, die in Werkskolonien des Hörder Vereins wohnten, stiegen dabei jedoch lediglich auf 15 % des Einkommens während die von anderen Arbeitern im Dortmunder Raum auf durchschnittlich 28 % des Einkommens, also auf nahezu die doppelte Höhe stiegen<sup>16</sup>. In den Arbeiterkolonien zu wohnen hatte jedoch in anderer Form

seinen Preis. Denn die Unternehmen knüpften das Mietsverhältnis an das Arbeitsverhältnis, etwas, was heute gesetzlich verboten ist. So hatte das Unternehmen die Kontrolle über seine Angestellten und nutzte diese vielfach zur Disziplinierung der Bewohner, so war auch das Streiken verboten<sup>16</sup>.

Im Vergleich zum restlichen Wohnungsmarkt für Arbeiter zu dieser Zeit, waren die Kolonien jedoch recht komfortabel. Die Wohnungen waren meist geräumiger und besser ausgestattet. So verfügten sie über einen eigenen Garten, der gerade für die zumeist aus agrarisch geprägten Regionen stammenden Zugezogenen einen großen Anreiz darstellte. So ermöglichte er eine bessere Versorgung mit Gemüse u. ä. und in Ausnahmefällen sogar die Selbstversorgung<sup>1</sup>. Dies konnte für die Familien eine beträchtliche Entlastung darstellen, da zu dieser Zeit durchschnittlich die Hälfte des Gehaltes der Arbeiter für Lebensmittel verwendet wurde<sup>16</sup>.

Aber auch die Wohnungen selbst boten im Vergleich zum damaligen Standard einen recht hohen Komfort. Dies geht bspw. aus den ‚Statistischen Erhebungen über Arbeiterwohnungen im Kreise Hoerde‘ hervor, die der Landrath Spring 1895 durchführte. Dieser hatte dazu 400 Fragebögen ‚hauptsächlich in den von Arbeitern bewohnten Quartieren der Städte wie Landgemeinden‘ des Kreises verteilt, wovon 250 beantwortet wurden. Das Ergebnis erfasste so 106 Häuser mit insgesamt 251 Wohnungen in denen 1.375 Menschen lebten, also im Schnitt sechs Personen pro Wohnung. Die Erhebung ist im Ganzen recht ernüchternd. Mehr als die Hälfte der Wohnungen waren feucht. 18 % galten als baufällig, 13 % waren ungesund und mit 8 % wurde auch nahezu jede zehnte Wohnung als menschenunwürdig befunden. Auch Springs Fazit ist recht niederschmetternd: ‚Durch die rasche Zunahme der Bevölkerung des Kreises Hoerde (...) sind die Wohnzustände der Arbeiterbevölkerung vielfach sehr mangelhafte und dürftige, ja bei einer nicht geringen Anzahl von Arbeiterfamilien derart schlechte geworden, dass die Gesundheit dieser Familien sehr erheblich gefährdet erscheint.‘ Positiv hervor hebt Spring jedoch die Werkwohnungen. Sie erhalten als einzige zufriedenstellende Noten<sup>27</sup>.

Aus der Erhebung geht auch hervor, dass zwei Drittel aller Wohnungen überbevölkert und ein Fünftel sogar hochgradig überbevölkert waren. Als überbevölkert galt eine Wohnung,

sobald ,mehr als zwei Personen auf ein beheizbares Zimmer und eine Person auf Küche oder ein unbeheizbares Zimmer‘ kamen. Hierbei ist zu beachten: ,zwei Kinder unter 14 Jahren gelten für einen Erwachsenen‘<sup>27</sup>. Diese Überbevölkerung lässt sich jedoch nicht allein auf die damalige Familiengröße zurückführen. Ferner wurde bei größeren Wohnungen an immer mehr andere vermietet. Diese waren ledige Arbeiter, Schlaf-, Kost- oder auch Quartiergänger genannt. Infolgedessen konnte ein Bett an zwei Personen zugleich vermietet werden, da diese im Schichtdienst arbeiteten und so der eine bei Nacht und der andere am Tage dort schlafen konnte. Die Familien besserten so ihr knappes Budget auf<sup>28</sup>. Die Rede ist dann von der ,halboffenen Familie‘, da die Arbeiter in einigen Fällen mit den Familien aßen oder sich das Essen zumindest von der Hausfrau zubereiten ließen und teilweise auch mit Familienmitgliedern in einem Zimmer schliefen<sup>5</sup>. Oft wurde jedoch an so viele Kostgänger vermietet, dass der oben beschriebene Zustand der Überbevölkerung eintrat. Dies war auch in den Werkskolonien des Hörder Bergwerks- und Hüttenverein teilweise in solchen Ausmaßen der Fall, dass die Polizei nicht selten Meldungen an den Hauseigentümer verfasste<sup>11</sup>. So heißt es bspw. in einem Revisionsbericht der Hörder Polizeiverwaltung betreffend die Kolonie Felicitas am 16.02.1899: ,... ist die Wohnung vollständig überfüllt: vier Kostgänger werden gehalten und schläft alles durcheinander.‘<sup>5</sup> Die Konsequenzen dieser Zustände konnten sehr drastisch sein. So schrieb der damalige Bürgermeister Bochums 1885 über das Schlafgängertum in seiner Stadt, es wäre oft vorgekommen, dass Schlafgänger, wenn der Hausherr nicht zuhause war, dessen Frau oder unmündige Tochter ,verführte‘. Dies führe zu ,namenloser Schande‘ und zu einer ,vollständigen Demoralisierung einer solchen Familie‘<sup>29</sup>. Wie oft dies bspw. in Felicitas tatsächlich vorkam, lässt sich nicht sagen. Paradox erscheint jedoch, dass dies mutmaßlich aufgrund der Ermangelung an ausreichend hohen Löhnen entstand, denn bspw. Leopold Hoesch sah gerade in zu hohen Löhnen die Gefahr der ,Demoralisierung‘. Diese würden dazu führen, so Hoesch, dass die Arbeiter ihre Gärten nicht mehr richtig bestellten, da sie sich die Lebensmittel auch ohne Probleme vom Markt leisten könnten. Außerdem würden sie überschüssiges Geld im Wirtshaus ausgeben und danach betrunken nachhause kommen. Dieses alles ging nicht mit dem unter den

damaligen Industriellen verbreiteten Fürsorgekonzept einher, welches die ‚sittliche Erziehung der Arbeiterschaft‘ zum Ziel hatte<sup>16</sup>.

### **3 Die Versorgung der Kolonie**

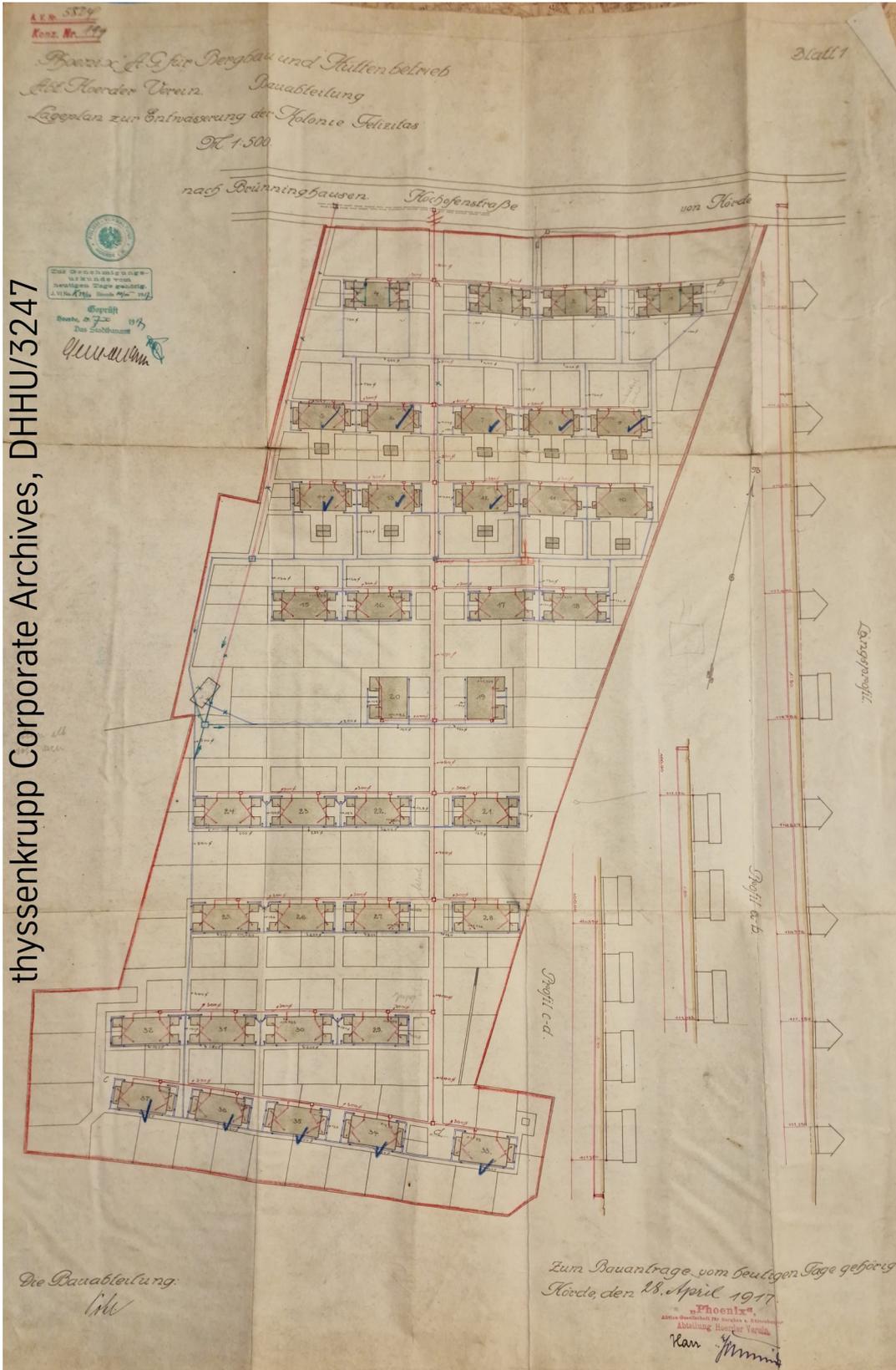
Im Jahr 1915 erhielt die Siedlung einen Gasanschluss. Zuvor wurden die Wohnungen lediglich mit Petroleumlampen beleuchtet<sup>11</sup>. Gasbeleuchtung war zweifelsohne sicherer und hinzu kam, dass die für Petroleumlampen typische Geruchsentwicklung ausblieb. Zuvor hatte der Verein bereits 1902 einen Antrag auf Straßenlaternen für die Werkskolonien Clarenberg und Felicitas gestellt. Ab 1903 trafen für das hier verbrauchte Gas auch Rechnungen ein<sup>30</sup>. Strom gab es hingegen erst ab 1937<sup>11</sup>. Damit wird die Siedlung erst recht spät angeschlossen. So hatten 1936 bereits 82 % der Haushalte im Bereich der VEW (Vereinigte Elektrizitätswerke Westfalen mit Sitz in Dortmund) Strom<sup>31</sup>. Scheinbar hatte die Versorgung der Arbeiterbevölkerung hier keine Priorität.

Gut zwanzig Jahre nach der Errichtung und dem Bezug der Kolonie erhielt sie 1877 eine Anschlussleitung an die Wasserversorgung der Stadt Hörde. Den Vertrag hierfür schloss der Hörder Bergwerks- und Hüttenverein mit dem Wasserwerk der Stadt im Juni 1877<sup>32</sup>. Was allerdings nicht gebaut wurde, war ein System zur Ableitung der Abwässer. Infolgedessen wurden bis 1901 oberirdische Kanäle errichtet, die aus offenen Rinnen bestanden. So zumindest lautet es in der Anklage bei einem Zivilprozess gegen den Hörder Verein im Jahre 1901<sup>33</sup>. Der Kläger Clemens von Romberg Freiherr zu Brünninghausen war Besitzer des Rittergutes Ermlinghofen. Dieses hatte die Familie Romberg Ende des 18. Jahrhunderts erworben und fortan wurde es nicht mehr als Adelssitz genutzt, sondern von Pächtern bewohnt und bewirtschaftet. Dies hatte zur Folge, dass das Gut in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts allmählich verfiel und schließlich eher einem Bauernhaus als einem Adelssitz glich<sup>34</sup>. Die Schlossgräfte (Wassergräben) blieben jedoch intakt. Der ehemalige Fischweiher bildet noch heute das Herzstück einer Grünanlage, zu der auch der an Phoenix-West angrenzende Kleingartenverein gehört. Zu jener Zeit waren es eben jene Gräfte, in die die Leitung der Abwässer der Felicitas Kolonie mündete. Die Ansehnlichkeit des

Gutes sei davon erheblich beeinträchtigt, so der Kläger. Daher forderte der Anwalt des Freiherrn von Romberg 18.000 Mark Entschädigung. Da die Kolonie sich in Hörde befand, das Rittergut Ermlinghofen jedoch in Hacheneu, was auch zu dieser Zeit ein Stadtteil von Dortmund war, wurde der Fall vor dem Königlichen Oberlandesgericht Hamm verhandelt. Das Verfahren zog sich durch mehrfache Revision über vier Jahre. Einer der Gründe dafür ist, dass der Magistrat von Hörde dem Hörder Verein 1903 eine allgemeine Kanalisation Hördes in Aussicht stellte und diesem empfahl, den Prozess hinzuhalten, bis der Missstand ohnehin behoben sei, um die Kosten niedrig zu halten. Dies gelang jedoch nicht. Der Fall ging am Ende bis vor das Reichsgericht in Leipzig und dieses sprach den Angeklagten schuldig. Im Urteil heißt es ‚selbst schuld‘ denn ‚er brauchte das Acker- und Gartenland nicht zu Wohnstätten für Menschen umzubauen (...).‘<sup>33</sup> Die volle Summe erhält der Kläger jedoch nicht, da von Romberg zuletzt auch die Korrespondenzgebühr für den Schriftwechsel zwischen ihm und seinem Anwalt, dem Justizrat Schrop, der gleichzeitig Vorstand seiner Renteiverwaltung war, berechnen ließ, was das Oberlandesgericht Hamm bei der Revision jedoch zurückwies<sup>35</sup>. Obwohl die Ansehnlichkeit des Gutes nun nicht weiter litt, wurde es nur zehn Jahre später, also 1914, abgerissen<sup>34</sup>.

So kamen diese Rinnen oder besser die Ermangelung eines geeigneten Systems zur Ableitung der Schmutzwasser den Verein recht teurer zu stehen. Dennoch und auch trotz der Tatsache, dass der Magistrat von Hörde eine baldige Kanalisation in Aussicht stellte, dauerte es noch über zehn Jahre bis 1916 der Kanalanschluss ausgeführt wurde. Hierauf wird in einem Schreiben der Polizeiverwaltung Bezug genommen, das den Hörder Bergwerks- und Hüttenverein auffordert, die Beifügung eines Entwässerungsprojektes zum Anschluss der Grundstücksabwässer einschließlich Fäkalien umzusetzen. Hierfür wurden glasierte Steinzeugröhren verlegt sowie Abfallröhren für die Aborte. Diese befanden sich im Treppenhaus, so dass mehrere Familien sich eines teilten<sup>35</sup>.

thyssenkrupp Corporate Archives, DHHU/3247



Karte von 1917, die 1916 erbauten Kanäle sind in blau und rot eingezeichnet

Quelle: thyssenkrupp Corporate Archives, Hoesch-Archiv, Akte DHHU/3247

#### **4 Die Umzäunung der Kolonie 1902<sup>36</sup>**

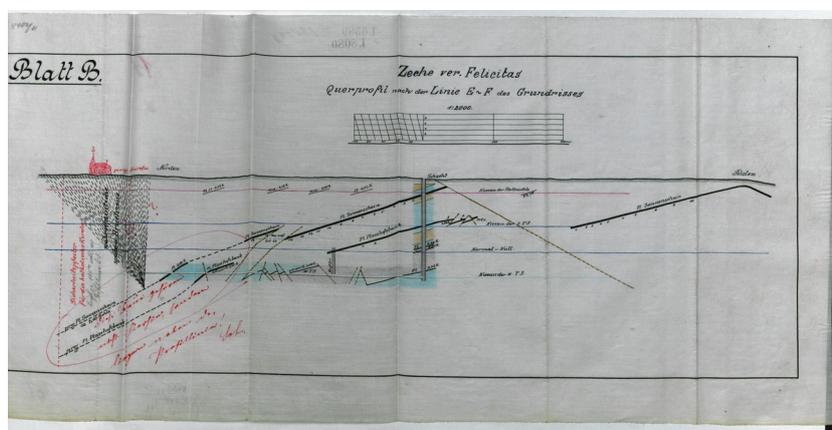
Bis 1902 stellte eine vom Hörder Bergwerks- und Hüttenverein angepflanzte Dornenhecke die Abgrenzung zu den Romberg'schen Gärten dar. Diese waren verpachtet und befanden sich dort, wo heute der Entenpoth und die Rombergstraße liegen. Jene Hecke soll allerdings dem Romberg'schen Grundstück zu nahe gewesen sein, weshalb der Verein sie durch einen Zaun ersetzte. In dem Zaun waren jedoch Öffnungen. Diese ermöglichten den Bewohnern wohl das Betreten der Gärten und die Nutzung des, den Pächtern vorbehaltenen, Weges als Zugangsstraße zu den hinteren Koloniewohnungen. Ferner hätten die Bewohner die Möglichkeit, ,allen möglichen Schutt und Anrat' dort abzulagern. Der Fuhrmann Josef Schulte soll dort tatsächlich Lehm abgeladen haben. Aber nicht nur an der West- sondern auch an der Ostseite der Werkskolonie waren wohl Ausgänge im Zaun. Diese ermöglichten den Kindern der Arbeiter wohl das Betreten des Grundstücks des dort tätigen Landwirts und das ,Verderben' seiner Früchte. Die Renteverwaltung bezeichnet die Situation in einem Brief an den Hörder Verein sogar als ,Kalamität', also als wirklich großes Übel. Ein Vermerk, dass die Öffnungen geschlossen wurden, findet sich in der Akte nicht. Lediglich die Bemerkung ,Schulte hat den Lehm fortgeholt' folgt noch.

Interessanter an der Akte als der eigentliche Umstand der Umzäunung ist jedoch die Art und Weise, wie von den Bewohnern die Rede ist, nämlich recht abfällig und grundsätzlich kriminell mit schlecht erzogenen Kindern. Allerdings ist es wahrscheinlich, dass hier die im Allgemeinen schlechte Meinung über die Arbeiterschicht deutlich wird.

#### **5 Die Gefahr von Bergschäden**

Wie bereits erwähnt wurde die Kolonie nach der nahegelegenen Zeche benannt, die dort seit 1758 Kohle abbaute<sup>41</sup>. Wie in großen Teilen des Ruhrgebiets führte diese Nähe zu einer immer präsenten Gefahr von Tagebrüchen. Denn große Teile der Siedlung waren zumindest von einem Schacht untergraben (siehe Karte). Ferner kam es auch in weitaus größerer Entfernung zu Bergschäden, die auf die Zeche zurückgeführt werden konnten<sup>37</sup>. Auch in der Werkskolonie Felicitas kam es 1905 zu starken

Beschädigungen an vier, südwestlich also in Richtung Schacht gelegenen, Häusern (Nr. 25, 30, 31 und 32), weshalb der Hörder Bergwerks- und Hüttenverein von der Gewerkschaft Vereinigte Felicitas (die Zeche Felicitas war mit einigen anderen zu dieser fusioniert) 300 Mark einklagte. In der Anklage ist von Rissen mit einer Größe von bis zu 4 cm die Rede. Weiter heißt es: ‚Die Pflasterung der Sohle im Kellergeschoss des Hauses Nr. 31 hat einen Riss von ca. 1 cm Breite quer durch das ganze Haus. In dem bei den Häusern liegenden Ackerland sind schon im vorigen Jahre tiefe Löcher entstanden, in welche mit der Schuppe 1 m tief eingestoßen werden konnte. Diese Schäden sind lediglich durch Bodenbewegungen entstanden, welche auf den Bergbaubetrieb der Beklagten zurückzuführen ist.‘ Die Gewerkschaft Vereinigte Felicitas weist die Verantwortung für die von der Zeche Felicitas vor dem Zusammenschluss zur Vereinigten Felicitas geschaffenen Schächte zurück. Das Gericht folgt dieser Argumentation jedoch nicht und spricht sie schuldig<sup>38</sup>.



Karten um 1909, der Verlauf der Stollen ist eingezeichnet

Quelle: Landesarchiv NRW, Abteilung Westfalen, Regierung Arnsberg, Kirchensachen, H 17. 63278

Ein Schreiben aus dem Dezember 1909 vom Phoenix Abteilung Hörder Verein (1906 war der Hörder Bergwerks- und Hüttenverein mit Phoenix fusioniert<sup>6</sup>) an die Bergwerksgesellschaft Glückaufsegen mbH (zu dieser fusionierten unter anderen die Gewerkschaft Vereinigte Felicitas und Glückaufsegen selbst) berichtet von bereits im Juli 1909 entstandenen Schäden größeren Umfangs an den Häusern Nr. 32 sowie Nr. 37. Auch an weiteren Häusern entstanden Risse und alle mit Zementmörtel verstrichenen Risse seien wieder aufgesprungen. Es wird weiter dargelegt, dass die äußeren Risse direkt in Stand gesetzt werden sollen, während mit den inneren bis zum Frühjahr gewartet werden soll. Darauf folgt eine detaillierte Kostenaufstellung. Insgesamt waren neun Häuser betroffen, die Kosten für deren Instandsetzung wird auf 1.432 Mark veranschlagt<sup>38</sup>.

Diese beiden Vorfälle waren höchstwahrscheinlich lediglich die Spitze des Eisberges. Schließlich ist auch von älteren, mit Zementmörtel verstrichenen Rissen die Rede. Auch ist in dem Dokument von 1905 zu lesen, die Bewohner der Siedlung würden bei Nacht das Schießen der Bergleute hören<sup>38</sup>. All dies hat das Gefühl von Sicherheit der Menschen vermutlich beeinträchtigt.

## **6 Die Herz-Jesu Kirche**

Eine maßgebliche Rolle spielte die Zeche auch bei der Wahl des Standortes der katholischen Herz-Jesu Kirche. Der Grund für ihren Bau findet sich wiederum bei den Arbeitern. So war die zugezogene Landbevölkerung zumeist katholisch. Im evangelischen Hörde gab es lediglich die Stiftskirche. Diese konnte jedoch die Gläubigen schon recht bald nicht mehr fassen<sup>39</sup>. Für den Bau der Kirche wählte die Muttergemeinde St. Clara ein Grundstück nahe des Werkes, welches sie vom Freiherrn von Romberg erwarb. In der Sitzung 1906, in der jenes beschlossen wurde, war auch Justizrat Schrop anwesend, der dort als Generalbevollmächtigter des Eigentümers auftrat. Auf die Frage, ob das Grundstück auch bausicher sei, gab dieser laut einem Protokoll zu Antwort: „Das Grundstück ist

bausicher.' Zu diesem Zeitpunkt lag allerdings bereits ein Gutachten vor, was dieser Aussage klar widersprach und welches dem Justizrat Schrop auch bekannt war. Dies erfuhr die Kommission, die über den Bauplatz entschied, jedoch erst knappe zwei Jahre später. Zu diesem Zeitpunkt hatte Schrop das Gutachten jedoch schon an sich genommen, woraufhin es nicht mehr auftauchte. Daraufhin wurden Schutzpfeiler installiert, die das Gelände laut dem Königlichen Oberbergamt in Dortmund bausicher machen und es so wieder ins Gespräch bringen. Das Bergamt wies jedoch auch daraufhin, dass Bodensenkungen dennoch möglich sind. Einige Mitglieder des Kirchenvorstandes zweifelten die Zuverlässigkeit des letzteren Gutachtens jedoch an, da auch hier indirekt die im ersten Gutachten festgestellten Mängel zugegeben werden. Zur Klärung des Sachverhalts wurde 1910 von einem anderen Sachverständigen ein weiteres Gutachten erstellt. Dieses kam zu einem recht detaillierten Bild der Lage: So sei in den 1830er Jahren in geringer Tiefe unter dem Gebiet Bergbau betrieben worden und die entstandenen Stollen hätten sich nun mit Wasser gefüllt, welches sehr unter Druck stände. Dies ist ein im Ruhrgebiet sehr verbreitetes Problem. Die Gefahr bestände nun in erster Linie darin, dass die Hohlräume sich entleerten, wenn weiter unten in der Tiefe Bergbau betrieben würde. Diese leeren Hohlräume hätten eine hohe Gefahr einzustürzen. Da der Gutachter jahrelang auf dem Gelände als Markschnaider (im Bergbau tätiger Vermessungsingenieur) tätig war, hielten die Mitglieder des Kirchenvorstandes das Gutachten für das zutreffendste. Es folgten weitere Gutachten, die die Lage als nicht ganz so dringlich einstufte. Als weiteres Argument gegen den Standort nennen die Gemeindevertreter ferner auch, dass, selbst wenn die Kirche an sich unbeschadet bliebe, die Häuser in der Umgebung doch durch Bergschäden massiv an Ansehnlichkeit verlieren würden. Die Werkskolonie Felicitas in 130 m Entfernung wird dabei als ‚abschreckendes Beispiel‘ bezeichnet. Am 27.06.1911 berichtete die ‚Tageszeitung für das werktätige Volk Badens‘ der ‚Volksfreund‘ darüber, dass der Bau auf dem Grundstück erst einmal abgelehnt wurde und das lediglich eine leichtere Bauweise noch im Gespräch sei. Am 04.07.1911 ruderte die Zeitung in einem weiteren Artikel zur ‚Kirche an der Hochofenkolonie‘ zurück, da sie korrigiert wurde. Denn laut einem amtlichen Gutachten sei das Grundstück selbst für

bauunfähig erklärt worden, so dass auch eine leichtere Bauart nicht weiter helfe. Darauf folgte im ‚Volksfreund‘ eine Reihe von Leserbriefen, die teilweise die katholische Kirche dazu aufrufen, die Streitaxt endlich zu begraben, oder sich darüber empören, dass sich andere über die Diskussion beschwerten und es als ‚peinlich‘ bezeichnen, die Zeitung zu nutzen, um die eigene Meinung zu verbreiten, denn dies schade lediglich allen Beteiligten<sup>22</sup>.



Karte von 1910, das westlich der Kolonie gelegene Grundstück, das als Eigentum der kath. Kirche ausgewiesen ist, ist Gegenstand der Diskussion

Quelle: Landesarchiv NRW, Abteilung Westfalen, Regierung Arnsberg, Kirchensachen, Nr. 63278

Bei der offiziellen Abspaltung der nun eigenständigen Gemeinde 1912 trat die Muttergemeinde das Grundstück an diese ab, wobei in dem entsprechenden Schreiben auch die Verantwortung für den Bau weitergegeben wird<sup>22</sup>. Ungeachtet der Gutachten hielt die Gemeinde am Bau fest. Es soll eine repräsentative Kirche in Form einer Basilika im neuromanischen Stil entstehen. 1913 wird mit ihrem Bau begonnen und sie kann trotz des Beginns des ersten Weltkrieges 1915 fertig gestellt werden<sup>39</sup>.

## 7 Der Preis für die Lage: gesundheitliche Folgen

Die Belastung der umliegenden Wohngebiete durch das Hochofenwerk war enorm. So verursachte dieses sowohl Lärm- als auch Feinstaubemissionen. Über letztere berichtete ein Bewohner des Entenpoths bspw., dass sein weißer Käfer immer wieder wie verrostet gewesen wäre. Bei dem scheinbaren Rost hätte es sich allerdings um vom Werk ausgestoßenen roten Staub gehandelt, den man mit einem speziellem Reinigungsmittel noch hätte entfernen können. Ein anderer erzählte, dass man sich kaum mit einem weißem Hemd in den Garten setzen konnte, da dessen Kragen sich binnen kürzester Zeit rot-braun gefärbt hätte. Auch aus meiner eigenen Familie kenne ich ähnliche Geschichten darüber, dass man die Wäsche nicht draußen aufhängen konnte, da diese sich sonst verfärbte. Dabei befindet sich unser Haus doch noch in etwa einen Kilometer weiter entfernt vom Werk.

Das das Werk nicht nur für die Arbeiter sondern auch für deren Familien, sofern diese werksnah wohnten, Folgen für die Atemwege haben konnte, dürfte bereits Anfang des 20. Jahrhunderts bekannt gewesen sein. Wahrscheinlich war dies einer der Gründe, weshalb der Betrieb 1935 ein Freibad mit Schwefelwasser erbaute. Das ‚Schallacker-Bad‘ befand sich mit dem dazugehörigen Sportplatz an der nordöstlichen Grenze von Phoenix-West. Das Wasser mit hohem Schwefelgehalt entstand bei der Produktion als Abfallprodukt und somit ohne Unkosten, genauso wie die Wärme des Wassers. Die gesundheitsfördernde Wirkung von Schwefelbädern bei rheumatischen Erkrankungen und Atemwegsbeschwerden im Allgemeinen war damals bereits bekannt, so dass Wannen aufgestellt wurden, die dem Inhalieren dienen sollten<sup>40</sup>.

Der lange vermutete und fast schon als allgemeiner Konsens geltende Zusammenhang zwischen der Belastung von Wohngebieten durch die Industrie und gesundheitlichen Beschwerden dortiger Bewohner wurde 2004 erstmals empirisch nachgewiesen. Dazu wurden Messungen in den entsprechenden Wohngebieten durchgeführt und Kinder bei der Einschulungsuntersuchung sowie ihre Mütter untersucht. Dies geschah an drei Standorten, nämlich in Duisburg-Nord, Duisburg-Süd sowie Dortmund-Hörde. In Dortmund-Hörde war bereits 2001 Schichtende gewesen. Zu diesem Zeitpunkt waren die meisten 2004 untersuchten Kinder also gerade mal um die drei Jahre alt. Dennoch traten bei ihnen ,gehäuft Beschwerden und Erkrankungen der Atemwege bzw.

aus dem allergologischen Formenkreis auf.' Bei den Müttern zeigte sich dieser Effekt noch deutlicher. Zurück führt die Studie diese Erkrankungen auf erhöhte Chrom- und Nickelwerte sowie die Feinstaubbelastung die auch 2004 in Hörde noch deutlich messbar war. Dabei zeigte sich auch innerhalb Hördes eine deutliche Korrelation zwischen der Häufigkeit und Schwere der Atemwegserkrankungen und der Nähe zum Werk<sup>41</sup>.

## **8 Die 1970er Jahre und der Abbruch**

,Wohnen im Revier, Wohnen in den Arbeitersiedlungen des Ruhrreviers assoziiert den kommunikationsfreudigen Kumpel, die in Haus und Garten akribisch waltende Frau, das in nahezu verkehrsfreien Straßen spielende Kind, assoziiert schon zu Leerformeln degradierte Begriffe wie «Milieu», «intakte Kommunikations- und Sozialstruktur», «Aneignung des Freiraums, Nutz- und Vorgartens», «Umweltqualität», «Arbeiterkultur».<sup>24</sup> So schreiben es Franziska Bollerey und Kristiana Hartmann, die im Rahmen der Forschungsarbeit ,Wohnen und Arbeiten im Ruhrgebiet' an der Technischen Universität Dortmund über 400 Siedlungen im Revier untersuchten und aus 99 von ihnen das Buch ,Wohnen im Revier - 99 Beispiele aus Dortmund' machten<sup>42</sup>, in einem Artikel der Zeitschrift ,Das Werk: Architektur und Kunst'. In dieser Aussage zeigen sich die Gründe, warum diese Siedlungen von der dort ansässigen Bevölkerung so geschätzt werden. Diese positiven Attribute scheinen auch auf die Kolonie Felicitas zugetroffen zu haben. So ist in einem Artikel in den Ruhr Nachrichten die Rede von sehr engen Nachbarschaftsverhältnissen innerhalb der Siedlung<sup>43</sup>. In dem Bericht über Felicitas in ,Wohnen im Revier - 99 Beispiele aus Dortmund' heißt es zudem, dass von einer starken Bindung zur Siedlung auszugehen wäre, worauf die sehr gepflegten Gärten und Hausumgebungen schließen lassen würden<sup>25</sup>. Diese Gärten wurden laut An- und Bewohnern sehr geschätzt und zum Anbau diverser Gemüsesorten sowie zur Haltung von Wellensittichen, Hühnern, Hasen und weiteren Tieren genutzt. Hinzu kam eine recht niedrige Miete von 2,2 DM/m<sup>2</sup> <sup>44</sup>, <sup>45</sup>, für die man eine, laut ehemaligen Bewohnern, recht komfortable Küche plus Dreizimmerwohnung bekam, wobei auch die Toilette im Treppenhaus nicht als gravierender Makel empfunden wurde. Für Hoesch selbst stellte die Nähe der Arbeiter zum Werk ebenfalls einen Vorteil

dar, da diese, wie ein ehemaliger Mitarbeiter und Anwohner berichtet, so immer verfügbar waren, wenn sie im Werk außerhalb ihrer Schicht gebraucht wurden.

Leider schätzten nicht alle den Wert solcher Siedlungen gleich ein. Denn der Wohnraum war nicht sehr wirtschaftlich und galt in den 70ern auch architektonisch als überholt. Auch die historische Bedeutung wurde damals nicht oft berücksichtigt und so heißt es in jenem Artikel weiter: ‚Die Trägergesellschaften ihrerseits bringen diesen renditeschwachen Objekten wenig Liebe entgegen. Mit dem Abbruch wird nicht gezögert.‘<sup>24</sup> Dadurch kommt es nicht selten auch in Dortmund zu einem Interessenkonflikt zwischen den Bewohnern und jenen Trägergesellschaften.

Im Falle der Felicitas ist es allerdings in erster Linie nicht die mangelnde ‚Liebe‘ des Trägers, die zum Abbruch führen sollte. Viel mehr sind es neue Gesetze, die die Wohn- und Lebensqualität verbessern sollen. Gemeint ist unter anderem der Abstandserlass, der 1972 vom Minister für Arbeit, Gesundheit und Soziales erlassen wurde. Diesen konnte ich jedoch nicht ausfindig machen, weshalb an dieser Stelle mit der neueren Version von 1974 gearbeitet werden wird. Der im Fall der Felicitas relevante Teil besagt, dass der Abstand zwischen einer Hochofenanlage und einem Wohngebiet mindestens einen Kilometer betragen muss. Hiervon sind bereits bestehende Verhältnisse jedoch explizit ausgenommen. Der Abstandserlass kann also nur beim Neubau von Wohnbebauung oder beim Neubau einer Industrieanlage zum Einsatz kommen. Sofern jedoch Vorkehrungen zum Umweltschutz (ist die belastende Konstante Lärm, so Lärmschutz) getroffen werden, können die Abstände auch unterschritten werden<sup>46</sup>. Dieses Gesetz wurde damals mit gemischten Gefühlen aufgenommen. Es verspricht zwar die Verbesserung von Wohnbedingungen, führte in der Praxis allerdings auch zu Problemen. Dazu sagte bspw. der damalige Vorstand der Gemeinnützigen Wohnstättengenossenschaft Dortmund-Süd (kurz gws) Fritz Hellemeier: ‚Dieser Abstandserlass hat bei uns einerseits Freude ausgelöst, weil damit die Vision des blauen Himmels über dem Ruhrgebiet verbunden war, andererseits ergaben sich bei der praktischen Anwendung im Zusammenhang mit den bereits bestehenden Problemen in Hörde ungeheure Schwierigkeiten.‘<sup>47</sup>



Die Kolonie Felicitas um 1970

Mit freundlicher Genehmigung von  
Günther Kramer

Die ersten traten 1973 auf, als Hoesch den Hochofen III erneuern wollte. Dieser wird vom Amt als Neubau gewertet und unterliegt somit den neuen Regelungen. Bereits der im Abstandserlass von 1972 angegebene Mindestabstand von Wohnbebauung zu einer Hochofenanlage wurde von der Felicitas offensichtlich unterschritten, denn die Erneuerung wird vom Amt nicht genehmigt, da der Abstand nicht eingehalten werde. Eine langfristig ausbleibende Erneuerung würde laut Hoesch jedoch dem Einstellen der Produktion gleich kommen<sup>43</sup>. So sprechen der

Erhalt der Stahlbasis in Dortmund sowie die Sicherung von tausenden von Arbeitsplätzen gegen die Siedlung<sup>44</sup>. Daher kaufte Hoesch sie noch 1973 von der Westfälischen Wohnstätten AG (kurz WWAG), die zuvor der Schirmherr war, und informierte noch im selben Jahr die Belegschaft, zu der auch sämtliche Bewohner gehörten, über den bevorstehenden Abbruch<sup>43</sup>. Diese waren empört. So heißt es in einem Artikel, der am 24.10.1975 in der Westfälischen Rundschau erschien: ‚Vor 20, 30 Jahren, als sie wirklich unter erheblicher Schmutz- u. Lärmbelastung gelitten hätten, habe sie niemand gefragt, ob sie weiter hier wohnen wollten – solange sie brav ihre Miete bezahlten. Heute, da die Belastungen auf Grund der Umweltschutzaufgaben erheblich zurückgegangen seien, sich die Lebensqualität in ihrer Siedlung also erheblich verbessert habe, sollten sie widersinniger Weise plötzlich ausziehen.‘<sup>48</sup> Die ‚Planer‘ seien ‚vom Grünen Tisch‘<sup>41</sup>. Bollerey und Hartmann schreiben dazu, genau solche ‚Planer‘ würden den historischen wie sozialen Wert solcher Siedlungen verkennen<sup>24</sup>. Daher gründeten die Bewohner eine Bürgerinitiative zum Erhalt der Siedlung<sup>49</sup>. Diese sammelte u. a. Unterschriften auf dem Hörder Neumarkt<sup>48</sup> und organisierte Treffen mit Lokalpolitikern, so dass schlussendlich alle Fraktionen im Stadtrat für den Erhalt der Siedlung waren<sup>50, 51</sup>.

In den 70ern waren nicht wenige Arbeiterkolonien vom Abriss bedroht. So schloß sich die Felicitas mit der Kolonie Holstein, der Alten Kolonie Eving, der Kolonie Neuasseln, einer Initiative in Dortmund-Tremonia und einer in Dortmund-Westrich zusammen. Diese sechs ‚Vereinten Initiativen für den Erhalt der Arbeitersiedlungen‘ verteilten bspw. gemeinsam mehrere Tausend Autoaufkleber<sup>52</sup>.

Ungeachtet des Unmuts der Bewohner begann Hoesch 1975 mit der Erneuerung des Hochofens III<sup>44</sup> und beendete die Arbeiten 1976. Das Aufsichtsamt hatte dies genehmigt, da Hoesch das Erfüllen der Bedingungen in Aussicht gestellt hatte<sup>43</sup>. Daher verlangt das Amt zum Jahresende 1976 einen Zwischenbericht über den Stand der Räumung<sup>44</sup>. Im Oktober 1975 standen bereits 40 der 160 Wohnungen leer<sup>49</sup>. Interessant ist dabei auch die Entwicklung der Mieterschaft in den letzten Jahren der Siedlung. Sie war im Allgemeinen überaltert. So waren 28 % der Bevölkerung älter als 60 Jahre, während es im Dortmunder Durchschnitt lediglich 20 % waren. Die Bewohner gehörten ausnahmslos der Belegschaft

an und der höchste Bildungsabschluss in der Siedlung war die Mittlere Reife, die auch nur 7 % erworben hatten. Das ergab eine Volkszählung 1970. Gegen Ende stieg der Ausländeranteil stark an. Lag er Ende 1970 noch bei unter 1 % so stieg er bis Ende 1974 bis auf 23 % an. Scheinbar hatten diese Familien mit Migrationshintergrund weniger Probleme, mit dem ‚Abbruchgespenst‘ zu leben. So zogen zwischen 1970 und 1974 67 Ausländer zu, während 189 Deutsche auszogen<sup>25</sup>. Ab 1975 wurde der Leerstand nicht mehr aufgefüllt, damit der Abriss beginnen konnte. Im August 1975 war es soweit und die ersten Häuser mussten weichen<sup>49</sup>. Die Mieter erhoben derweil den Vorwurf, der Leerstand werde absichtlich beibehalten, um das Wohnen dort unattraktiv zu machen und die Mieter zu demoralisieren<sup>52</sup>. Denn so mache sich Ungeziefer in den Wohnungen breit<sup>53</sup>, prinzipiell sei der Zustand der Wohnungen jedoch gut<sup>43</sup>.

Zum Abstandserlass kam hinzu, dass laut einem damals neuem Umweltschutzgesetz ein Lärmpegel von höchstens 40 Dezibel zumutbar sei. Laut Hoesch ließe sich der nächtliche Geräuschpegel in der Felicitas allerdings nicht unter 67 Dezibel drücken<sup>44</sup>. So kam die Frage auf, ob den Bewohnern nicht prinzipiell etwas Gutes getan wird, obwohl diese es vielleicht nicht wollten. Im Dezember 1975 gab es hierzu ein Gutachten der Stadt Dortmund und des Instituts für Umweltschutz und Umweltgüteplanung der Technischen Universität Dortmund, das ‚Belastungsmodell Dortmund‘. Bei diesem schnitt Felicitas sehr schlecht ab. Der Leiter des Aufsichtsamtes sagte dazu: ‚Es gibt wesentlich wohnenswertere Bereiche in Dortmund.‘<sup>54</sup> Hoesch sah sich angesichts dieser Fakten nicht in der Rolle des Schuldigen. So sagte der Geschäftsleiter Jensen bereits im November 1975: ‚Wir können nichts dazu.‘<sup>55</sup>

Anfang Dezember 1975 gab das Staatliche Gewerbeaufsichtsamt eine Pressekonferenz<sup>56</sup>. Auf dieser entgegneten sie Hoesch, dessen Vertreter knapp eine Woche zuvor behauptet hatten, das Aufsichtsamt habe den Abbruch gefordert, dem wäre nicht so. In der Pressemitteilung heißt es, dies überschreite die Kompetenzen des Gewerbeaufsichtsrates<sup>54</sup>. Interessant ist dabei, dass alle drei Artikel in unterschiedlichen Zeitungen Hoesch dabei schlecht dastehen lassen mit Überschriften wie ‚Der Schwarze Peter bleibt bei Hoesch‘<sup>45</sup>. Im Endeffekt bestätigten sie jedoch die Aussagen von Hoesch, dass ansonsten keine Erneuerung der Hochöfen genehmigt werden würde. Zwei Tage

später äußerte sich dann die Stadt in ihrem Amtsblatt, den ‚Dortmunder Bekanntmachungen‘. Dies tat die Stadt sehr im Sinne von Hoesch. So ist auch hier von der Erhaltung der Stahlbasis die Rede und es wird aus einem Gutachten von Hoesch zitiert. Hinzukomme, so die Stadt, dass Hoesch 15.000 Wohnungen als Ersatz anbiete, von denen 50 % mit einer Miete von 2,5 DM/m<sup>2</sup> nur geringfügig über denen in der Felicitas lägen<sup>57</sup>. Diesbezüglich beschwerten sich viele Bewohner der Felicitas darüber, dass sich bei vielen der Ausweichmöglichkeiten durch den Verkehr ähnliche Lärmpegel ergäben. Darauf reagierte der Pressesprecher des Gewerbeaufsichtsamtes jedoch lediglich mit dem Verweis darauf, dass der Verkehr nicht in seinen Zuständigkeitsbereich falle<sup>45</sup>. Eine ehemalige Bewohnerin der Kolonie, die inzwischen wieder im Entenpoth wohnt, erzählte dazu auch, durch die Raser, die auf Phoenix-West häufig unterwegs sind, ergäben sich auch heute noch ähnliche Lärmpegel. Sie hält solche Auflagen im Allgemeinen für überbewertet.

Ein weiterer Grund, warum die Stadt die Mieter aus der Felicitas vertreiben wollte, war das Schicksal der ersten Arbeiterkolonie in Hörde, Clarenberg. Sie galt schon in den 60ern als ‚überaltertes Wohngebiet‘<sup>47</sup>. Hier stand ebenfalls die Wirtschaftlichkeit im Vordergrund, wenn auch in anderer Weise als bei der Felicitas. Denn 1967 wollte die WWAG die Mieterzahl vervielfachen, des Gewinns wegen, und wurde dabei von der Stadt unterstützt. Wie bei der Felicitas zeigte sich hier Unmut bei den Bewohnern. Der Suizid einer 60-jährigen Bewohnerin konnte zwar nicht direkt auf die Situation zurückgeführt werden, stachelte die Diskussion jedoch weiter an<sup>8</sup>. Am Ende entstand eine große Plattenbausiedlung, die zu jener Zeit noch nicht als sozialer Brennpunkt verrufen, sondern als modern gefeiert wurde. Die Bevölkerung sah das Projekt jedoch kritisch, es gab Schlagzeilen wie ‚Langeweile im Komfort‘ oder ‚Gerasterte Monotonie‘<sup>47</sup>. So fand es kaum Anklang und von den bereits 1973 bezugsfertigen Wohnungen<sup>47</sup> stand 1975 der Großteil leer. Das Vorzeigeprojekt der Stadt drohte zu scheitern und so hatte man die Hoffnung, die Wohnungen mit Menschen aus der Felicitas auffüllen zu können<sup>60</sup>. Da die Mieten in den Plattenbauten jedoch verhältnismäßig hoch waren, präferierten es allerdings die meisten Bewohner, in andere Wohngebiete zu ziehen.

Anfang des Jahres 1977 neigte sich der Abbruch dann dem Ende. Auf Zwangsräumungen konnte dabei bis zum Schluss verzichtet werden. Darüber berichtet auch die Alternativzeitung ‚Klüngelkerl‘ (im Dialekt soviel wie Schrotthändler, Lumpensammler). Diese versteht sich als Antagonist der etablierten Tageszeitungen. So wurde in ihrer ersten Ausgabe im November 1976 auf die Frage ‚Warum eine neue Zeitung?‘ unter anderem als Antwort gegeben: ‚(W)eil vieles, was für die meisten von uns sehr wichtig ist, von den Tageszeitungen verschwiegen wird, weil vieles, was die Bedürfnisse und Belange der Bevölkerung angeht, in den Tageszeitungen verkürzt oder verdreht wiedergegeben wird‘. Bürgerinitiativen zum Erhalt von Wohnraum sind von Anfang an ein zentrales Thema der Zeitung. So befasst sich schon der Artikel auf der Titelseite der ersten Ausgabe unter dem Titel ‚Hoesch bedroht Wohngebiete‘ mit der Kolonie Tremonia<sup>58</sup>. Im April 1977 findet sich dann die Felicitas auf dem Titelblatt. Dazu ein Foto mit Baggerschaufel im Vorder- und Koloniehäuser im Hintergrund. Der Artikel ‚Felicitas ade, scheiden tut weh‘ berichtet davon, wie seit Anfang des Jahres abgerissen werde und das bald auch das letzte Haus gefallen sein würde. Dabei wird das makabere Bild der in den Trümmern der Häuser spielenden Kinder gezeichnet. Tatsächlich ist der Blick auf den Gang der Dinge im Vergleich zu dem der etablierten Tageszeitungen eher ‚alternativ‘. Hier ist nicht die Rede vom Abstandserlass, sondern ferner davon, dass wenn nicht so viele weggezogen wären, man sich nicht von Hoesch und der Stadt hätte mürbe machen lassen und somit den langfristigen Erhalt der Siedlung hätte herbeiführen können. Weiter ist auch davon die Rede, dass viele der Bewohner der Felicitas in die inzwischen als gerettet geltende Kolonie Holstein ziehen würden<sup>59</sup>. Es scheint, als würden diese Menschen in dem Konzept der Sozialstrukturen einer Kolonie einen Vorteil sehen. Auch sind die Häuser der Kolonie Holstein, wie bereits erwähnt, mit einem Teil der Häuser der Felicitas baugleich, was den Abschied erleichtert haben könnte. Viele der anderen Bewohner hatten wohl den Wunsch in der Nähe wohnen zu bleiben, auch um die Nachbarschaftsverhältnisse zu erhalten<sup>43</sup>. Von ihnen trafen ich auch zwei in der an das ehemalige Gebiet der Kolonie angrenzenden Straße an. Eine von ihnen antwortete auf die Frage, warum sie hierhin zurück

gekommen sei, es sei zwar nicht mehr so schön wie damals aber nun einmal ‚immer noch Heimat‘.

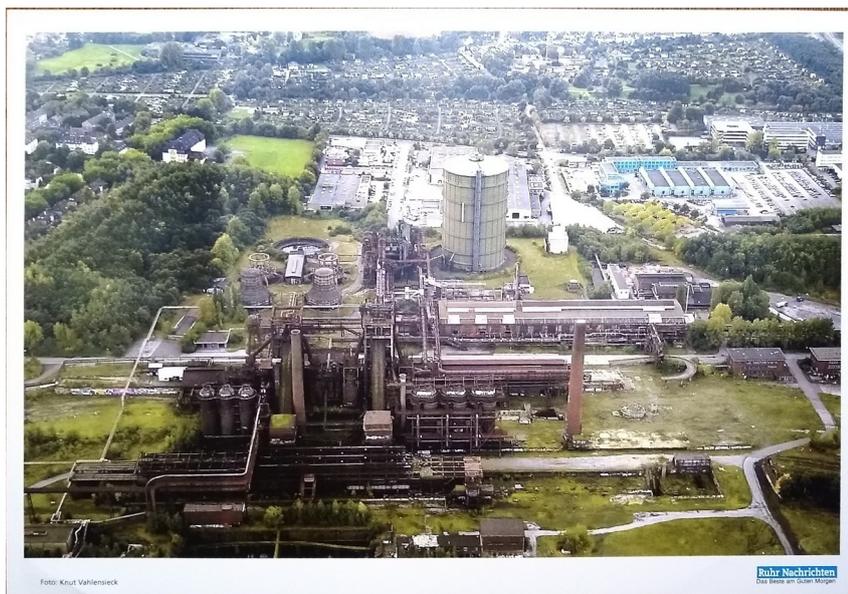
Doch auch diese Häuser waren laut dem Abstandserlass dem Werk zu nahe. Und so bangten auch die Anwohner in der Romberg- und Hochofenstraße sowie im Entenpoth um ihre Häuser. So sagte einer von ihnen 1976 gegenüber den Ruhr Nachrichten: ‚Wir wohnen näher am Werk und fragen uns, was in Zukunft aus unseren Wohnungen werden soll.‘<sup>61</sup> Um nicht auch diese aufkaufen und leerräumen lassen zu müssen, bediente sich Hoesch des Paragraphen 2.21 des Abstandserlasses, in dem es heißt: ‚In den Fällen, in denen die in der Abstandsliste angegebenen Abstände eindeutig ihre Grundlage im Lärmschutz haben, können die Abstände in Bezug auf allgemeine Wohngebiete nach Maßgabe der Nr. 2.224 mit Rücksicht auf die Gesetze der Schallausbreitung verringert werden.‘<sup>46</sup> Scheinbar hat der geforderte Abstand zwischen einem Wohngebiet und einem Hochofenwerk eindeutig seine Grundlage im Lärmschutz, denn ansonsten hätte die Errichtung einer Lärmschutzhalde nicht zur Verringerung des Abstandes führen können. Ob dieser jedoch auch ‚mit Rücksicht auf die Gesetze der Schallausbreitung verringert‘ wurde, ist unklar. Denn die Halde, die aus Schutt vom Bau der U-Bahn-Station Hacheney aufgeschüttet wurde, ist nicht so hoch wie die Häuser, so dass sie zumindest auf die oberen Etagen der Häuser kaum einen Einfluss gehabt haben dürfte. Anwohner berichten davon, dass die Halde praktisch keinen Lärmschutzeffekt gehabt habe. Eine Dame antwortete auf die Frage nach dem Lärmschutzeffekt bspw. fast schon entrüstet: ‚Nein, nein. Das war auf keinen Fall Lärmschutz. Das hat es hier nicht gegeben, Lärmschutz. Ach du lieber Himmel!‘ Stattdessen nehme er den dahinter liegenden Häusern das Licht. So berichtet die Anwohnerin über den Bau der Halde: ‚Und dann ist dieser Berg da entstanden. Zum Leidwesen der Menschen, die dahinter wohnen. Die haben natürlich Frühling, Sommer, Herbst und Winter Dunkelheit. Ist schon schäbig.‘ Einige seien wohl auch weggezogen, weil es ihnen zu dunkel gewesen sei.



Der Blick zwischen den Häusern des Entenpoths hindurch auf die Halde

Die Bilder habe ich im Januar 2023 aufgenommen

Insgesamt lässt sich nach den Gesprächen mit den Anwohnern und ehemaligen Bewohnern festhalten, dass diese auf die Zeit mit und in der Siedlung durchweg positiv und wahrscheinlich auch etwas verklärend zurückblicken. Ein ehemaliger Bewohner sagte so: ‚War ne schöne Zeit, Felicitas. Dass sie das abgebrochen haben... Und nachher haben sie’s bereut.‘ Auch scheint damals nur unzureichend von Hoesch und der Stadt kommuniziert worden zu sein. So konnte uns niemand den Grund für den Abbruch nennen und auch in den Zeitungen zeigen sich vermehrt Aussagen, die niedere oder keinerlei Beweggründe vermuten<sup>59, 44</sup>.



Der Blick auf die Industriebrache Phoenix-West nach der Stilllegung des Werks, die Halde ist links im Bild zu sehen  
Quelle: Beilage in den Ruhr Nachrichten, eingesehen bei Günther Kramer

## **9 Die weitere Entwicklung von Phoenix und anderer Arbeiterkolonien**

Mit Ausnahme der Kolonie Neuasseln, deren 1870 errichteten Häuser 1975 total abgerissen wurden und den Arbeiterhäusern in Dortmund-Westrich, wo ich nicht herausfinden konnte, welche gemeint waren, blieben alle anderen Arbeitersiedlungen, die sich gemeinsam mit Felicitas zur ‚Vereinten Initiative für den Erhalt der Arbeitersiedlungen‘ zusammengeschlossen hatten, erhalten. So steht die Alte Kolonie Eving, die in den 1970ern teilweise abgerissen wurde, heute unter Denkmalschutz<sup>9</sup>. Auch im Fall der Kolonie Holstein, die einer Müllverbrennungsanlage weichen sollte, war die Bürgerinitiative erfolgreich<sup>23</sup>. So war es auch bei den Arbeiterhäusern in Dortmund-Tremonia. Sie wurden saniert und wieder bezogen<sup>62</sup>.

Heute erinnert an die Kolonie Felicitas lediglich noch eine zur Halde parallel verlaufende Straße, die erst 1983 nach ihr benannt wurde. Diese schlängelt sich zwischen dem Gasometer und den Gerippen der Kühltürme entlang bis zu den Resten der Hochöfen V und VI. Die anderen wurden 1998 nach China verkauft<sup>11</sup>. Denn die ‚langfristige Erhaltung der Stahlbasis in Dortmund‘ hielt im Endeffekt doch nur weitere 20 Jahre. So siedelt sich auf Phoenix-West nun neue Industrie an. Dazwischen befinden sich große Freiflächen. Verlässt man Phoenix-West Richtung Nord-Osten so kommt man am ehemaligen Schallacker-Bad vorbei, welches aus finanziellen Gründen stillgelegt wurde und in welchem sich heute ein Gemeinschaftsgarten befindet. Folgt man dem Weg weiter, so gelangt man auf das ehemalige Gelände Phoenix-Ost, wo sich heute der Phoenixsee befindet. Von der alten Bebauung ist nichts mehr zusehen, mit Ausnahme der Hörder Burg, die restauriert wurde. Um den See herum entstand ein Neubaugebiet. Die Zielgruppe ist die gehobene Mittelschicht bzw. Oberschicht. Hier stellt sich wieder ein Konflikt durch das Wohnen ein. Denn die Preise für die Wohnungen der ehemaligen Werksarbeiter, die eine Reihe weiter hinten wohnen, steigen durch die Nähe zum Phönixsee stark an. Auch treffen hier zwei sehr unterschiedliche Bevölkerungsgruppen aufeinander. Die Zugezogenen, zu denen auch Fußballprofis gehören, treffen auf die ehemaligen Stahlarbeiter. Allerdings schreitet die Gentrifizierung, die die Arbeiterschaft aus diesem Teil Hördes

vertreibt, immer weiter voran. Dies stellte bereits der Film ‚Göttliche Lage‘ von 2014 dar<sup>63</sup>. Wie sich diese Region in den folgenden Jahren entwickeln wird, bleibt abzuwarten. Die Entwicklung dieser Region ist allerdings ein Thema für sich.

## **10 Fazit**

An der Felicitas Kolonie zeigt sich also, wie das Prinzip der Werkskolonie im 19. Jahrhundert entstand und warum diese geschichtsträchtige Bebauung in den 1970ern vielfach verschwand. So bot sie trotz der Einschränkung der Freiheit der Arbeiter ihnen und auch dem Arbeitgeber viele Vorteile und den Arbeiterfamilien vielfach einen höheren Lebensstandard. Dass dies nicht zwingend gute Lebensqualität im heutigen Verständnis bedeutete, sieht man etwa am Kostgängertum, an den oberirdisch abgeleiteten Abwässern und an der ständigen Beeinträchtigung durch die Zeche. Hinzu kam, wie bei vielen werksnah wohnenden Arbeitern, die Belastung durch das Werk. Die Lärm- und Feinstaubemissionen waren dabei enorm. Dies wurde schon damals im ‚Belastungsmodell‘ deutlich und die gesundheitlichen Auswirkungen wurden später ebenfalls nachgewiesen. Umweltschutzgesetze wie der Abstandserlass sollten dem entgegen wirken. Dadurch, dass viele der Bewohner jedoch sehr nah am Werk wohnen blieben und der Lärmschutzeffekt der Halde wohl eher gering war (obwohl jenes sich in Ermangelung von Messungen natürlich nicht mit Sicherheit sagen lässt) und die Halde keinen Effekt auf die Feinstaubbelastung hatte, ist es fraglich, ob sich hier aus gesundheitlicher Sicht tatsächlich eine Verbesserung eingestellt hat. Stattdessen gingen Sozialstrukturen zu Bruch und Wohnraum verloren. Ob dieser andernfalls erhalten geblieben wäre, ist zumindest unsicher. Denn wie sich an anderen Kolonien zeigte, wurde auch dort ganz oder zumindest teilweise abgerissen, wenn dies nicht durch Gesetze als Bedingung für den Ausbau von Industrie gefordert wurde. Denn in den 70ern galten Kolonien nicht als wohnenswert sondern als veraltet und unmodern. Die Meinung der Bewohner spielte dabei selten eine Rolle. Beispielhaft dafür ist Clarenberg, wo man die Kolonie durch eine Plattenbausiedlung ersetzte. Dieses Konzept galt damals als modern und entwickelte sich später vielerorts zu einem sozialen Brennpunkt.

Aus heutiger Sicht ging beim Abbruch von Felicitas auch viel geschichtsträchtige Bausubstanz verloren. Viele andere aus dem 19. Jahrhundert stammenden Arbeiterkolonien stehen heute unter Denkmalschutz und geben so einen Einblick in den damaligen Zeitgeist. So bleibt von der Felicitas lediglich ein Berg, immerhin einer mit einer blühenden Flora - eine potenzielle grüne Insel im zunehmend wieder verbauten Gebiet von Phoenix-West.

## **11 Danksagung**

Mein Dank gilt den Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern des Landesarchivs NRW Abteilung Westfalen, die mir zahlreiche Dokumente eingescannt haben. Im Besonderen danke ich hier dem Archivpädagogen Dr. Wolfhart Beck mit dem ich in Kontakt war. Auch danke ich den Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern des Archivs von Thyssenkrupp, die mir sämtliche Akten heraussuchten und mir auch zwei Karten einscannen. Hier danke ich besonders Andreas Zilt. Außerdem danke ich Willi Garth vom Hörder Heimatverein, der mir Seiten aus seinem Buch zukommen ließ. Mein Dank gilt zudem den Anwohnerinnen und Anwohnern des Entenpoths, die sich für mich Zeit genommen haben, besonders Hans Bruckhuisen, Brigitte Mohrholz, Gerd Schulz und insbesondere Günther Cramer, der aus seiner privaten Sammlung Bilder bereit stellte. Auch danke ich an dieser Stelle meiner Schwester Claire, die mich bei den Interviews begleitete und meiner Lehrerin Frau Abendroth, die mich auf den Wettbewerb aufmerksam machte und mich bei der Ausarbeitung unterstützte.

## 12 Quellenverzeichnis

Printmedien:

Bollerey, Franziska, Hartmann, Kristiana: Wohnen im Revier - 99 Beispiele aus Dortmund, München 1975, Vorwort von Josef Paul Kleihues, Objekte Nr. 54, Nr. 57, Nr. 67

Bollerey, Franziska, Hartmann, Kristiana: Wohnen in Dortmund, ein Artikel in der Zeitschrift ‚Das Werk: Architektur und Kunst = L'oeuvre: architecture et art‘, Nr. 63 im Jahre 1976

Die Elektrizitätswirtschaft im Deutschen Reich, Jahrbuch 1936, S. 778

Dortmunder Bekanntmachungen am 05.12.1975

Ellerbrock, Karl-Peter: 100 Jahr gws, Dortmund 1997, S. 31-35, S. 38/39, S. 83, S. 201-205

Garth, Willi: Impressionen aus Hörde, Verein zur Förderung der Heimatpflege e. V. Hörde, 1999, S. 51 S. 56/57, S. 59, S. 64/65

Gronemann, Walter: Kleine Geschichte des Amtes Wellinghofen, Dortmund 1983, S. 47

Klüngelkerl - Dortmunder Volksblatt, Jg. 1, Nr. 1, Dortmund, November 1976

Klüngelkerl - Dortmunder Volksblatt, Jg. 2, Nr. 6, Dortmund, April 1977

Landesarchiv NRW, Abteilung Westfalen, Gesamtarchiv von Romberg, Akten Nr. 172, Nr. 805, Nr. 1260, Nr. 1284, Nr. 1288, Nr. 1406, Nr. 1411 und Nr. 1412

Landesarchiv NRW, Abteilung Westfalen, Regierung Arnsberg, Kirchensachen, Nr. 63278

Landesumweltamt Nordrhein-Westfalen: Abschlussbericht zur Studie ,Humanmedizinische Wirkungsuntersuchungen innerhalb kleinräumiger Belastungsareale mit umschriebenen Belastungsschwerpunkten („Hot Spot“-Untersuchungen)‘, Essen 2004

Bürgermeister Lange, Bochum in: Schriften des Vereins für Socialpolitik, Bd. 31, Leipzig 1885

Prof. Lauschke, Karl: Die industrielle Revolution und ihre Folgen: das 19. Jahrhundert in Dortmund, Historisches Institut der TU Dortmund, 2011, in einer Bröschüre zum Tag des offenem Denkmals, herausgegeben von der Stadt Dortmund

Ministerialblatt für das Land Nordrhein-Westfalen, 27. Jahrgang, Nr. 73, Düsseldorf 1974

Ruhr Nachrichten, Artikel am 28.11.1975, am 30.10.1875, am 13.11.1975, am 03.12.1975 und am 07.01.1976

Spring: Statistische Erhebungen über Arbeiter-Wohnungen im Kreise Hoerde, Hörde 1896

thyssenkrupp Corporate Archives, Hoesch-Archiv, Akten DHHU/2044, DHHU/2170, DHHU/3078, DHHU/2226, DHHU/1232, DHHU/1773 und DHHU/2116

Unverferth, Gabriele: Bergarbeitersiedlungen im Dortmunder Raum, 2011, in einer Bröschüre zum Tag des offenem Denkmals, herausgegeben von der Stadt Dortmund

Unverferth, Gabriele, Heimat und Geschichtsverein Dortmund-Asseln e.V. (Hrsg.): Leben im Schatten des Förderturms. Die Kolonie Holstein in Dortmund-Asseln, Werne an der Lippe 2005

Werksdruckerei Hoesch Stahl AG, Sonderheft: 50 Jahre Schallacker-Bad Hörde, 1985

Westdeutsche Allgemeine Zeitung, Artikel am 23.10.1975, am 13.11.1975, am 28.11.1975 und am 03.12.1975

Westdeutsche Rundschau, Artikel am 08.11.1975, am 15.11.1975  
und am 03.12.1975

Websites:

Bronny, Horst M.: Werkssiedlungen im westfälischen Ruhrgebiet,  
veröffentlicht auf der Internetseite der Geographischen  
Kommission für Westfalen des Landschaftsverbandes Westfalen-  
Lippe 2007, zuletzt aufgerufen am 07.02.2023

Landschaftsverband Rheinland (LVR): Internetseite des  
Industriemuseums St. Antony-Hütte, Artikel über das Museum  
Eisenheim, zuletzt aufgerufen am 07.02.2023

Regionalverband Ruhr: Internetseite der Route der  
Industriekultur, Arbeitersiedlungen Themenroute 19, Essen  
2021, S. 54-55, zuletzt aufgerufen am 18.02.2023

Ruhr Nachrichten: offizielle Internetseite, Artikel ‚100 Jahre  
Tremonia - Arbeitersiedlung wird beliebtes Wohnquartier‘,  
2021, zuletzt aufgerufen am 17.02.2023

Stadt Dortmund: PHOENIX Dortmund, Artikel ‚Chronologie‘,  
Dortmund 2015, zuletzt aufgerufen am 03.02.2023

Stadt Dortmund: Stadtportal, Artikel ‚Industriebevölkerung und  
„soziale Frage“‘, 1995-2023, zuletzt aufgerufen am 02.02.2023

Wehling, Hans-Werner: Arbeitersiedlungen im Ruhrgebiet,  
veröffentlicht auf der Internetseite der Geographischen  
Kommission für Westfalen des Landschaftsverbandes Westfalen-  
Lippe 2007, zuletzt aufgerufen am 07.02.2023

Film:

Loeken, Michial, Franke, Ulrike: Göttliche Lage - Eine Stadt  
erfindet sich neu, Dortmund 2014

### 13 Einzelnachweise

- 1: Unverferth, Gabriele: Bergarbeitersiedlungen im Dortmunder Raum, 2011, in einer Bröschüre zum Tag des offenen Denkmals, herausgegeben von der Stadt Dortmund
- 2: Stadtportal der Stadt Dortmund, Artikel ,Industriebevölkerung und „soziale Frage““, 1995-2023, zuletzt aufgerufen am 02.02.2023
- 3: Prof. Lauschke, Karl: Die industrielle Revolution und ihre Folgen: das 19. Jahrhundert in Dortmund, Historisches Institut der TU Dortmund, 2011, in einer Bröschüre zum Tag des offenen Denkmals, herausgegeben von der Stadt Dortmund
- 4: Ellerbrock, Karl-Peter: 100 Jahr gws, Dortmund 1997, S. 83
- 5: Ellerbrock, Karl-Peter: 100 Jahr gws, Dortmund 1997, S. 31/32
- 6: Die Website ,PHOENIX Dortmund‘, ein Projekt der Stadt Dortmund, Artikel ,Chronologie‘, 2015, zuletzt aufgerufen am 03.02.2023
- 7: Ellerbrock, Karl-Peter: 100 Jahr gws, Dortmund 1997, S. 35
- 8: Garth, Willi: Impressionen aus Hörde, Verein zur Förderung der Heimatpflege e. V. Hörde, 1999, S. 56-57
- 9: Regionalverband Ruhr: Internetseite der Route der Industriekultur, Arbeitersiedlungen Themenroute 19, Essen 2021, S. 54-55, zuletzt aufgerufen am 18.02.2023
- 10: Die Internetseite des Industriemuseums St. Antony-Hütte des Landschaftsverbandes Rheinland (LVR), Artikel über das Museum Eisenheim, zuletzt aufgerufen am 07.02.2023
- 11: Garth, Willi: Impressionen aus Hörde, Verein zur Förderung der Heimatpflege e. V. Hörde, 1999, S. 64-65
- 12: Garth, Willi: Impressionen aus Hörde, Verein zur Förderung

der Heimatpflege e. V. Hörde, 1999, S. 59

- 13: Bollerey, Franziska, Hartmann, Kristiana: Wohnen im Revier  
- 99 Beispiele aus Dortmund, München 1975, Objekt Nr. 54
- 14: Bollerey, Franziska, Hartmann, Kristiana: Wohnen im Revier  
- 99 Beispiele aus Dortmund, München 1975, Objekt Nr. 57
- 15: Wehling, Hans-Werner: Arbeitersiedlungen im Ruhrgebiet,  
veröffentlicht auf der Internetseite der Geographischen  
Kommission für Westfalen des Landschaftsverbandes  
Westfalen-Lippe 2007, zuletzt aufgerufen am 07.02.2023
- 16: Ellerbrock, Karl-Peter: 100 Jahr gws, Dortmund 1997,  
S. 38-39
- 17: thyssenkrupp Corporate Archives, Hoesch-Archiv, DHHU/2044
- 18: Landesarchiv NRW, Abteilung Westfalen, Gesamtarchiv von  
Romberg, Nr. 1284
- 19: thyssenkrupp Corporate Archives, Hoesch-Archiv, DHHU/2170
- 20: thyssenkrupp Corporate Archives, Hoesch-Archiv, DHHU/3078
- 21: Landesarchiv NRW, Abteilung Westfalen, Gesamtarchiv von  
Romberg, Nr. 1412
- 22: Landesarchiv NRW, Abteilung Westfalen, Regierung Arnsberg,  
Kirchensachen, Nr. 63278
- 23: Unverferth, Gabriele, Heimat und Geschichtsverein  
Dortmund-Asseln e.V. (Hrsg.): Leben im Schatten des  
Förderturms. Die Kolonie Holstein in Dortmund-Asseln,  
Werne an der Lippe 2005
- 24: Bollerey, Franziska, Hartmann, Kristiana: Wohnen in  
Dortmund, ein Artikel in der Zeitschrift ‚Das Werk:  
Architektur und Kunst = L’oeuvre: architecture et art‘,  
Nr. 63 im Jahre 1976

- 25: Bollerey, Franziska, Hartmann, Kristiana: Wohnen im Revier  
- 99 Beispiele aus Dortmund, München 1975, Beispiel 67
- 26: Ellerbrock, Karl-Peter: 100 Jahr gws, Dortmund 1997,  
S. 33/34
- 27: Spring: Statistische Erhebungen über Arbeiter-Wohnungen im  
Kreise Hoerde, Hörde 1896
- 28: Bronny, Horst M.: Werkssiedlungen im westfälischen  
Ruhrgebiet, veröffentlicht auf der Internetseite der  
Geographischen Kommission für Westfalen des  
Landschaftsverbandes Westfalen-Lippe 2007, zuletzt  
aufgerufen am 07.02.2023
- 29: Bürgermeister Lange, Bochum in: Schriften des Vereins für  
Socialpolitik, Bd. 31, Leipzig 1885
- 30: thyssenkrupp Corporate Archives, Hoesch-Archiv, DHHU/2226
- 31: Die Elektrizitätswirtschaft im Deutschen Reich, Jahrbuch  
1936, S. 778
- 32: thyssenkrupp Corporate Archives, Hoesch-Archiv, DHHU/1232
- 33: thyssenkrupp Corporate Archives, Hoesch-Archiv, DHHU/1773
- 34: Gronemann, Walter: Kleine Geschichte des Amtes  
Wellinghofen, Dortmund 1983, S. 47
- 35: Landesarchiv NRW, Abteilung Westfalen, Gesamtarchiv von  
Romberg, Nr. 1288
- 36: Landesarchiv NRW, Abteilung Westfalen, Gesamtarchiv von  
Romberg, Nr. 1260
- 37: Landesarchiv NRW, Abteilung Westfalen, Gesamtarchiv von  
Romberg, Nr. 1406, Nr. 1412, Nr. 1028, Nr. 805, Nr. 172,  
Nr. 1411
- 38: thyssenkrupp Corporate Archives, Hoesch-Archiv, DHHU/2116

- 39: Garth, Willi: Impressionen aus Hörde, Verein zur Förderung der Heimatpflege e. V. Hörde, 1999, S. 51
- 40: Werksdruckerei Hoesch Stahl AG, Sonderheft: 50 Jahre Schallacker-Bad Hörde, 1985
- 41: Landesumweltamt Nordrhein-Westfalen: Abschlussbericht zur Studie ,Humanmedizinische Wirkungsuntersuchungen innerhalb kleinräumiger Belastungsareale mit umschriebenen Belastungsschwerpunkten („Hot Spot“-Untersuchungen)‘, Essen 2004
- 42: Bollerey, Franziska, Hartmann, Kristiana: Wohnen im Revier - 99 Beispiele aus Dortmund, München 1975, Vorwort von Josef Paul Kleihues
- 43: Artikel in den Ruhr Nachrichten am 28.11.1975
- 44: Artikel in der Westdeutschen Allgemeinen Zeitung am 28.11.1975
- 45: Artikel in der Westdeutschen Allgemeinen Zeitung am 03.12.1975
- 46: Ministerialblatt für das Land Nordrhein-Westfalen, 27. Jahrgang, Nr. 73, Düsseldorf 1974
- 47: Ellerbrock, Karl-Peter: 100 Jahr gws, Dortmund 1997, S. 201 - 205
- 48: Artikel in der Westdeutschen Rundschau am 24.10.1975
- 49: Artikel in der Westdeutschen Allgemeinen Zeitung am 23.10.1975
- 50: Artikel in der Westdeutschen Rundschau am 30.10.1975
- 51: Artikel in den Ruhr Nachrichten am 30.10.1975
- 52: Artikel in den Ruhr Nachrichten am 13.11.1975

- 53: Artikel in der Westdeutschen Allgemeinen Zeitung am 13.11.1975
- 54: Artikel in den Ruhr Nachrichten am 03.12.1975
- 55: Artikel in der Westdeutschen Rundschau am 15.11.1975
- 56: Artikel in der Westdeutschen Rundschau am 03.12.1975
- 57: Dortmunder Bekanntmachungen am 05.12.1975
- 58: Klüngelkerl - Dortmunder Volksblatt, Jg. 1, Nr. 1, Dortmund, November 1976
- 59: Klüngelkerl - Dortmunder Volksblatt, Jg. 2, Nr. 6, Dortmund, April 1977
- 60: Artikel in der Westdeutschen Rundschau am 08.11.1975
- 61: Artikel in den Ruhr Nachrichten am 07.01.1976
- 62: Artikel auf der Internetseite der Ruhr Nachrichten: 100 Jahre Tremonia - Arbeitersiedlung wird beliebtes Wohnquartier, 2021, zuletzt abgerufen am 17.02.2023
- 63: Loeken, Michial, Franke, Ulrike: Göttliche Lage - Eine Stadt erfindet sich neu, Dortmund 2014